



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Reil.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Mgr. zu beziehen.

In der Propstei.

Von J. D. S. Temme.

(Fortsetzung und Schluß.)

4. Der Polizeirath.

Im Cassenzimmer des Regierungsgebäudes schlug die Uhr Sechs und zeigte damit das Ende der Bureaustunden für den heutigen Tag an. Die Beamten schickten sich an das Bureau zu verlassen. Die beiden Cassenschreiber erhoben sich zuerst, spritzten die Federn aus, streiften die Schreibärmel ab, nahmen ihre Hüte, wünschten dem Herrn Landrentmeister gehorsamt eine wohltschlafende Nacht und gingen. Auch der erste Cassendiener verließ das Bureau. Der zweite mußte bleiben, bis der Landrentmeister selbst ging, um hinter diesem abzuschließen und ihm die Schlüssel zu übergeben. Aber der Landrentmeister sagte zu ihm:

„Schmidt, Er kann gehen. Ich habe noch eine Arbeit vor, die mich eine Viertelstunde aufhält. Ich werde selbst abschließen.“

Auch Schmidt ging.

Der Landrentmeister arbeitete ruhig weiter; er konnte es, wie aufgeregt er sein mochte. Er arbeitete länger, als eine Viertelstunde. Dann kam der Polizeirath Schwarz, wie er versprochen hatte.

„Löschet Euer Licht da aus, Aders.“

„Warum?“ fragte er.

„Diebe stehlen nur im Dunkeln.“

„Wollen wir stehlen, Freund Schwarz?“

„Einen Dieb fangen, Freund Aders. Kommt mit in das Cassengewölbe.“

Der Landrentmeister löschte das Licht aus und dann gingen Beide in das Gewölbe, dessen Thür Aders auf den Wunsch des Polizeiraths anlehnte.

„Best öffnet den Schrank, der in der vorigen Nacht bestohlen war,“ sprach Schwarz.

Der Landrentmeister schloß den Schrank auf.

„Lehnt die Thür wieder an.“

Der Andere that auch das.

„Und nun setzen wir uns. Ihr habt doch ein paar Stühle hier? Man sieht in der Finsterniß nicht die Hand vor den Augen.“

Der Landrentmeister brachte die beiden Stühle herbei. Sie ließen sich darauf nieder, nahe an dem aufgeschlossenen Schrank.

„Und nun, Freund Schwarz, was ist Euer Plan?“ fragte der Landrentmeister.

„Hier zu warten.“

„Wie lange?“

„Wenn es sein muß, bis Euere Bureaustunden wieder anfangen.“

„Und auf wen sollen wir denn vielleicht die ganze Nacht warten?“

„Auf den Cassendieb.“

„Und wer ist es? An wen denkt Ihr?“

„Vorläufig an alle Welt.“

„Habt Ihr seit heute Nachmittag nichts erfahren?“

„Gar nichts.“

Der Landrentmeister machte eine kleine Pause mit seinen Fragen. Dann fuhr er doch wieder fort:

„Wie denkt Ihr es Euch, daß der Dieb hier hereinkommen werde?“

„Doch wohl durch irgend eine Oeffnung.“

„Und wo könnte diese sein?“

„Wahrscheinlich in diesem Schranke.“

„Und wo da?“

„In der Mauer.“

„In der starken, festen Mauer?“

„Wir sind hier gleichsam unter der Erde, Freund Aders.“

„Wenigstens unter dem Boden der Erde.“

„Ihr nehmt die Sache wie ein Schulmeister. Indes, unter der Erde giebt es vielerlei, unter Anderem auch unterirdische Gänge. Ihr habt doch davon gehört? Wenn nun ein solcher unterirdischer Gang gerade in dieses Gewölbe und in diesen Schrank führte?“

„Wißt Ihr etwas davon, Schwarz?“

„Ich vermute. Ich habe freilich auch dunkle Erinnerungen von dunklen Sagen.“

„Und woher sollte der Gang kommen? Wo sollte er beginnen?“

„Still! Hörtet Ihr da kein Geräusch?“

„Ich hörte nichts. Aber Ihr?“

„Es war mir, als triable da etwas, an der andern Seite der Mauer. Aber meine Phantasie war wohl zu lebhaft.“

Der Landrentmeister kam auf seine frühere Frage zurück.

„Wo sollte der unterirdische Gang ausmünden?“

„Nach meiner Berechnung in der Propstei.“

Der Landrentmeister stieg von seinem Stuhle auf.

„Gerechter Gott, da wohnt ja der Herr Regierungspräsident!“

„Ja, die Propstei ist seine Amtswohnung.“

„Und an ihn dachtet Ihr?“

„Hattet Ihr an einen Andern gedacht?“

„Nein! Aber mein eigener Vorgesetzter! Ein so hoher Beamter!“

zer, Dreher und Schweinauer, daran reiheten sich allerlei Specialtänze, wie der Hans Adam, Hansel im Sausall und Gretel auf dem Mist. Zu diesen sinnigen Erfindungen hat dann die Neuzeit noch Frangaise, Barsoviene, Mazurka und andere Tänze gebracht. Sobald sich die Musikanten unter der Linde aufgestellt haben, zieht der Flammenmeister seinen Säbel und tanzt unter Abführung eines alten Liedes dreimal allein um die Linde. Dann erst beginnt der Tanz der Paare und wir haben Gelegenheit, die Kießer Mädchen in ihrer Schönheit und Gewandtheit zu beobachten. Noch erscheinen sie in ihrer kleidsamen Nationaltracht, aber bereits greift das französische Costum um sich und wirkt verändernd auf die Kleidung der Landleute ein, die vor noch nicht gar langer Zeit spöttisch auf die „langrocketen“ Städter herabschauten.

In der neuern Zeit hat das Ries in Melchior Meyr seinen eigenen Dichter gefunden; besser als er hat uns Niemand die Menschen darin geschildert; er hängt mit begreiflicher Liebe an diesem fruchtbaren Gau, denn er ist dort geboren und hat in ihm seine schönste Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student lebte er das frühliche Kießer Leben mit und nahm, wie er selbst sagt, mit nie verlassender Freude dessen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Schon im Jahre 1835 beschrieb er uns in dem ländlichen Gedichte „Wilhelm und Rosine“ seine Heimath; dann erschien 1852 seine erste Erzählung aus dem Ries „Ludwig und Annemarie“, welche so viel Anklang fand, daß der Verfasser eine Anzahl anderer Dorfgeschichten aus dem Kießer Leben folgen ließ. Sie alle geben ein dichterisch-treues Abbild des Rieses und seiner Menschen, eines Völkchens von eigenthümlicher Art und Sitte, das, durch seinen Beschreiber aus der Dunkelheit herausgerissen, überall im deutschen Vaterlande durch ihn sich Freunde erworben hat. Unsere Abbildung, welche uns Bauer und Bäuerin des Riesgaues in

ihrer kleidsamen Tracht mit photographischer Treue darstellt, veranschaulicht eine Scene aus einer dieser vortrefflichen Meyr'schen Erzählungen, aus seiner „Lehrersbraut“, in welcher der Verfasser ein liebendes Paar geschildert hat, das nach mancherlei Schicksalen doch endlich sich glücklich zusammenfindet. Die schöne Christine hatte die an ihrem Vetter Hans begangene Untreue dadurch abgeblüßt, daß sie als Magd bei einem groben und rohen Bauer in Dienste trat. Dort flammte heimlich, aber mächtig, die alte Leidenschaft zu dem verstopenen treuen Hans wieder in ihr auf, der unterdessen Christinens Mutter redlich die Wirthschaft führte. Als er erfuhr, wie das Mädchen ihm wieder zugethan sei, beschloß er, ohne der Alten etwas davon zu sagen, Christine als seine „Hochzeiterin“ heimzuführen und ihr Alles zu verzeihen. Eines Sonntags spannt er sein Wägelchen an und bringt unerwartet die Geliebte unter das mütterliche Dach zurück. Im Hofe angekommen steigt der Bursche ab, die Mutter eilt aus dem Hause ihn zu begrüßen. Sie hat auf dem „Gefährt“ bei einem flüchtigen Blick durch's Fenster neben Hans ein Mädchen gesehen und angenommen, es sei die erwählte Braut, die er gleich zum Besuch mitbringe. Mit schwerem, zagendem Herzen schaut sie auf den Wagen — und erkennt ihre eigene Tochter!

Die Illustration ist übrigens nur ein Blatt aus einem ganzen Cyclus von fünfzehn Compositionen, mit welchen Carl von Enhuber Meyr's Erzählungen aus dem Ries theils schon illustriert hat, theils noch zu illustriren gedenkt. Dreizehn dieser Bilder waren bereits im letzten Frühjahr im Kunstverein zu München ausgestellt und hatten sich eines außerordentlichen Erfolgs zu erfreuen. Sie sind zum Zweck photographischer Vervielfältigung grau in Grau gemalt, und der Künstler hofft, die ganze Reihe in nicht zu langer Zeit vorlegen zu können. Bis jetzt sind nur die zu der „Lehrersbraut“ gehörenden drei Zeichnungen veröffentlicht.

Brief an eine Gläubige.

Madame!

Als Sie mich vor Kurzem fragten, weshalb ich die Kirche, diesen Zufluchtsort der wahren Frömmigkeit, so wenig besuche, antwortete ich Ihnen einfach: Gottes schöne Natur sei meine Kirche und der Gesang der Vögel meine Kirchenmusik. Ihre rothigen Lippen verzogen sich, Sie warfen einen frommen Blick gen Himmel und einen zweiten mitleidigen auf mich, als bedauerten Sie in mir eine Seele, die rettungslos verloren ihrem Untergange zuflüchte. Und als ich auf Ihre zweite Frage, wie lange ich nicht zur Beichte gegangen, ebenso offen entgegnete: Seit meiner Aufnahme in den Christenbund, und wie ich nicht geben würde, so lange die menschliche Vernunft mir noch sage, daß kein Mensch, und trete er im geweihten Kleide des Priesters auf, das Recht habe, die Sünden zu vergeben, da wichen Sie abwendend von mir zurück und nannten mich einen Ungläubigen, einen — Gotteslästerer!

Madame, Sie sind schön, sehr schön, Sie haben fromme, große Madonnenaugen und zu Zeiten auch lichte Augenblicke, wo Sie gut sein können. Ich habe Sie bewundert, als Sie vor wenigen Wochen auf dem Valle des Bankier K. mit frommdemüthiger Miene, — Sie, die schöne überall gefeierte Frau — um ein Almosen für einen neu zu begründenden Jünglingsverein bettelten, und lernte Sie achten, als ich Sie in Ihrer Häuslichkeit als Mutter sah. Sie haben ein Herz, ohne es zu wissen. Aber, Madame, Sie haben um Ihr Herz eine Rinde gelegt, eine Rinde, so fest und sicher, daß kein Athemzug Menschlichkeit, kein Körnlein Gemüth hinein kam, selbst wenn das Herz oft darnach lechzte. Und diese Rinde heißt der — kirchliche Glaube.

Sie werden mitleidig lächeln und wieder abwehrend Schweigen winken. Und doch ist's wahr, was ich sage, und ist Alles so einfach gekommen. Ich könnte Ihnen erzählen, wie sich diese Rinde gebildet, wie Sie anfangs im Ringen der Seele nach dem Höhern nur geistigen Halt und Erbauung gesucht und wie Sie, damals mit dem freien Sinn für alles Gute und Schöne, in die Hände eines Mannes fielen, dessen höchste Lust es war, diesen so warmen Drang, diese noch unbestimmte jugendlich-weihe Sehnsucht nach Klarheit und religiöser Gemüthsbefriedigung mit diabolischem Geschick so zu lenken, daß Sie allmählich im engen Fahrwasser kirchlichen Formelwesens sich befanden und die Kessel

einer strengen und finstern Dogmatik als das einzig erstrebenswerthe Gut eines menschlichen Daseins betrachteten. Statt Klarheit und Wissen, die Sie suchten, statt der gewiß echt religiösen Seelenweiche, nach der Sie verlangten, ward Ihnen der Glaube, anstatt eines freien geistigen Haltes jene wundergläubige, nebelhafte Kirchlichkeit, die Sie nun den alleinseligmachenden wahren Gläubigen nennen. Nicht jener Glaube ist Ihr Eigenthum, den jeder Mensch in sich trägt, jener Glaube an das Ewig-Wahre, Ewig-Göttliche, nein, nur der starre todte Glaube an einzelne Aufstellungen und Behauptungen, an Mythen und Legenden einer verschollenen Märchenzeit, welche die Herzen der Menschen weder gut noch fromm machen. Und dieser Glaube ist jetzt Ihre Tugend, Ihre Frömmigkeit.

Sie sind nicht fromm, Madame, sondern nur eine Fromme! Das heißt mit andern Worten: Ihr Beten, Singen und Himmelanrufen kommt nicht aus dem innersten Triebe Ihres Gemüths, nicht aus den geheimsten Tiefen Ihres Herzens, nein, Ihre Frömmigkeit geht nur aus der knechtischen Furcht vor den Ihrer Phantasie vorgespiegelten Strafen des Jenseits, oder aus egoistischen Hoffnungen auf Belohnung hervor. Nicht weil das Gute gut ist, würden Sie gut handeln, nein lediglich deshalb, weil das Gute Ihnen eine Stufe in den Himmel baut. Ihre Frömmigkeit ist keine That der Freiheit, kein Ergebniß des eigenen Willens, sondern nur die sclavische That eines künstlich in Ihnen erzeugten und gewaltsam von Ihnen festgehaltenen Knechtsinns, der willenlose unfreie Gehorsam, den Sie nicht der Religion, sondern der verderblichen, alle Selbstthätigkeit, alles eigene Urtheil, allen frischen Aufschwung des Geistes herabdrückenden Richtung einer herrschsüchtigen Priester-Partei entgegenbringen.

Es mag hart erscheinen, was ich sage, aber es ist so. Und bleibe es nur bei der Umdüsterung des Blickes, bei der Niederrettung des Verstandes allein! Aber wie giftiger Mehlthau hat sich der umstrickende Baum auch auf die herrlichsten Regungen, die duftigsten Blüthen Ihres Gemüths gelegt, daß Sie dieser Frömmigkeit Alles unterordnen, was Sie im Leben so lieb und so heilig machen könnte! Niemals werde ich jene Stunde vergessen, in der Sie am Tische Ihres kleinen Neffen standen und der Vater — nach Ihrer Meinung auch ein Ungläubiger — schmerzgebeugt am

Kopfschmerz des stillen Häuschens kniete und die kalte Hand seines einzigen Kindes mit Küssen bedeckte. Wie war es möglich? Sie hatten keinen Trost für den armen Mann, kein Wort der Theilnahme, und als er in seinem Schmerz nach Ihrer — nach der Schwester Hand faßte, als ob er dort eine Stütze seines zerstückten Glückes finden könne, da wandten Sie sich mit kalter Strenge ab und sagten nur: „Sieh, Carl, das ist die Strafe für Deine Ungläubigkeit.“ —

O Madame, der Himmel segnete Sie, indem er Sie tagtäglich noch das süße Wort Mutter hören läßt; behüte Sie der Himmel nun auch vor jenem letzten dumpfen Hammerschlage, der das Kind für immer von der Mutter trennt, damit Sie sich niemals jener unseligen Stunde erinnern, in der Sie in Ihrer Starrgläubigkeit für den Schmerz eines Vaters keinen Trost hatten, kein linderndes Wort — nichts als die Hinweisung auf die Rache eines zürnenden Gottes!

Madame, ich muß es wiederholen, Sie sind nicht fromm, obwohl Sie täglich Ihre schönen Augen zum Himmel aufschlagen und niemals die Kirche veräumen. Der innerste und, wie ich glaube, noch unangefressene Kern Ihres Herzens weiß nicht, was Ihre Lippen sprechen, was Ihre Hände thun. Sie lächeln Worte, die in Ihrer Brust nicht geboren, in Ihrer Brust nicht wiederklingen. Der so bequeme und wohlfeile Glaube, mit diesen auswendig gelernten Phrasen den Himmel zu verdienen und mit leeren Worten dem Schöpfer des Weltalls zu gefallen, läßt Sie eine Rolle spielen, die in Stunden stiller Einsicht Ihnen selbst als unreligiös erscheinen muß. Sie vergessen, daß man eine Heilige auch ohne Gebet sein kann. Sie meinen, Religion bestehe nur in der Ausübung kirchlicher Formen, in dem starren Festhalten am Hergebrachten, in der Aufrechthaltung äußerlicher Satzungen. Ah, Madame, die Bibel ist ein schönes liebes Buch, und man muß es nur zu lesen verstehen, aber die Bibel selbst widerspricht jener Auffassung von Religion und die alten Propheten donnern mit feurigen Zungen gegen solches kirchliche Formelwesen!

Als ich Sie vor Kurzem — wir hatten über die Forderung der Durlacher Versammlung für freie rationelle theologische Forschung gesprochen — über Ihre Meinung darüber und über die freisinnige badische Geistlichkeit fragte, bligten Ihre Augen zornig auf. „Hätte ich die Macht in Händen“, sagten Sie, „und dürfte ich diese Macht ungestraft ausüben, ich ließe diese Versammlungen mit Bajonetten auseinanderprengen und wenn es blutige Köpfe setze!“ — Madame, diese harten unweiblichen Worte, Sie entschuldigen meine Offenheit, dieser unchristliche und, was mehr ist, dieser gefühllose Ausruf kam aus demselben schönen Munde, der täglich eine Unzahl Gebete lächelt und über jede menschliche Lust als eine Sündhaftigkeit des Erdemurmurs mitleidig die Lippen zuckt. Derselbe Mund, der kurz vorher von christlicher Demuth und Liebe gesprochen, der nur gewöhnt ist, in süßen saften Worten von himmlischer Seligkeit und christlicher Duldung zu reden, derselbe Mund spricht unchristlich und ohne Bedenken das Todesurtheil über den Bruder aus, wenn sein Glaube nicht mit dem Ihrigen stimmt. Es ist sehr traurig, Madame, daß Ihr Glaube den Haß fordert und Ihre Selbsttäuschung Sie im christlichen Seligkeitsbrausch zu Fanatismus und Rache führt.

Was eine wahrhafte Religion sein will, das kann den Fortschritt und die Freiheit des Denkens nicht von sich ausschließen. Denn es steht fest, daß nur diese Ziele die Menschheit adeln und, um mich eines kirchlichen Ausdrucks zu bedienen, zur Aehnlichwerdung mit der Gottheit führen. Ihre Religion, Madame, ist eine Religion des Stillstandes, der Unfreiheit und Entwicklungslosigkeit und folglich Aberglauben oder Unglauben. Sie verdammen den Verstand in Religionsfachen, Sie wollen nur glauben und nicht denken, nur äußere Formen und nicht den sittlichen Gehalt, und doch müßten Sie aus der Bibel und der Geschichte wissen, daß die weltbezwingende Mission des Christenthums nur in der Verbreitung und Verankerung jener sittlichen Ideale bestand, welche Jesus und seine Jünger gepredigt haben. Die Pflichten des Menschen gegen die Menschen, die Liebe und die Demuth, die Duldung und das Wohlthun sind die ergreifenden Heilsworte, welche die Apostel der Menschheit verkündigt haben. „Und wenn ich weißagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse, so daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts

nütze! Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe stellt sich nicht ungebehrdigt, läßt sich nicht erbittern und trachtet nicht zu schädigen; die Liebe erträgt Alles, duldet Alles, die Liebe wird nicht müde.“ — Das sagt der Apostel, Madame, und nun erlauben Sie mir die Frage, wie Sie Ihre Frömmigkeit mit dieser heiligen Religion vereinen wollen.

Es war ein eiskalter December-Abend, als ich das letzte Mal bei Ihnen war. Draußen tobte der Nordwind und trieb die Schneeflocken gegen die dichtgeschlossenen Fenster, hinter denen wir in warmer Behaglichkeit saßen. Sie waren sehr schön an jenem Abend, sehr reizend! Ich erinnerte mich der Thränen, die in Ihren Augen standen, als Sie vor wenigen Tagen bei der Christbesprechung des reichen Finanzraths H. mit dem Teller in der Hand von Stuhl zu Stuhl gingen und mit rührender Stimme um ein Christgeschenk baten für das Hospital der barmherzigen Schwestern, deren Verdienste Sie nicht genug rühmen konnten. Sie waren so lieb in jener Stunde, so engelmild! Alle die gepussten Herren und Damen, die sonst kein Mitleid im kühlen Busen tragen, sie sahen Ihre Thränen und ihre Bärchen flogen auf den Teller, der bald nicht mehr zureichte, die Gaben all' zu fassen. Ich erinnerte mich dessen und, Madame — ich glaubte an die Wahrheit Ihres Gefühls!

Da trat eine Arbeiterin Ihres Hauses in's Zimmer. Ein feines, blaßes Gesichtchen, auf dessen Zügen die vielen Nachtarbeiten eine lange, trübe Geschichte eingegraben. Schüchtern legte sie die Arbeit vor und gleichzeitig die Rechnung. „Morgen ist Zinsstag“, sagte sie leise, „und Madame waren früher so gütig mir zu versprechen . . . meine vier Kinder sind jetzt ohne Holz und ohne Brod . . .“ — Die Frau bat so rührend! Schneidend gingen Sie zum Schreib-Secretair das Verlangte zu holen und schon glitten die blanken Silberstücke auf den Tisch, schon heiterte sich das blaße Gesicht der Frau sichtbar auf, als Sie plötzlich inne hielten. „Frau Müller“, wandten Sie sich zu der Harrenden, „wie kommt es, daß Sie meine Empfehlung unbeachtet ließen und die Kirche des Pastors M. nicht besuchten? Ich fand Sie am letzten Sonntag nicht dort!“

Ueber das Gesicht der Frau glitt ein wehmüthiges Lächeln. „Madame“, sagte sie schüchtern, „wir arbeiten des Nachts durch, um das Nöthige für Holz und Brod zu verdienen, und dürfen kaum an einige Minuten Rast, viel weniger an's Kirchengehen denken. Manches Mal wohl möchten wir gern das Gotteshaus besuchen, aber die Noth läßt's nicht zu. Und beim Pastor M., sagt mein Wilhelm“ — hier stockte die Stimme — „bei dem sei auch kein Trost zu holen für Unsereins, der gehöre zu den Frommen, und seine Predigten wüßten nichts von Liebe und nähmen das bischen Vertrauen noch, was man zu sich und den Nebenmenschen habe. Deshalb, Madame, nehmen Sie's nicht übel, deshalb bin ich nicht gegangen!“

Ich sah Ihnen scharf ins Auge, keine Wimper zuckte. Aber die Lippen waren fest aufeinander gepreßt und nur in den Winkeln zitterte es wie fernes Wetterleuchten. Sie nahmen die Arbeit der Frau zur Hand. „Frau Müller“, sagten Sie dann und musterten die Nähte, „es thut mir leid — ich sehe eben hier, daß diese Fäherung durchaus lüderlich und schlecht genäht ist — ich kann sie so nicht brauchen! Packen Sie wieder ein und incommodiren Sie mich nicht weiter; ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Ihrer Arbeit bedarf!“

Madame! draußen schnitt ein eiskalter Wind, vor Ihnen stand eine Frau, eine Mutter von vier Kindern und bat mit Thränen um die wenigen Groschen, die sie in schlaflosen Nächten, vielleicht frierend und hungernd, erarbeitet hatte. Umsonst pries die Arme ihre Arbeit an, umsonst bat sie nur dieses Mal zu verzeihen, wenn sie und da die Nacht weniger rund und weniger accurat als sonst ausgefallen . . . die viele Nachtarbeit . . . die Schwäche der Augen . . . Liebenswürdig und geistreich, wie immer, begannen Sie ein Gespräch mit mir und sahen nicht, wie die blaße Frau noch blässer geworden und todenbleich mit zitternden Händen die Arbeit zusammenraffte und stumm zur Thüre hinauswankte, jeder Hoffnung baar, ohne Geld, ohne Hilfe für ihre vier Würmer da oben im kleinen Dachstübchen. Und diese Frau — daß sich Gott erbarm', ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß sie nicht glaubte, wie Sie!

Zeit jenem Abend, Madame, habe ich Sie nicht wieder gesehen. Kurz nach der Scene empfahl ich mich und ging der

Armen nach. Ich traf sie noch unten an der Ecke der Straße, die Stirn an den kalten Stein gelehnt, ein trostloses Bild des Jammers. Ich redete sie an. Die Frau hat andern Tages ihren Miethzins bezahlen können und für ihre vier Kleinen sind mit Hilfe maderer Freunde auch noch einige Groschen übrig geblieben für Brod und einige Scheitchen Holz zum Wärmen.

Ihnen, Madame, habe ich nur wenig noch zu sagen! Wenn es wahr wird, was uns das heilige Buch verkündet, wenn einst ein Richter sollte richten über uns und unsere Thaten und Recht und Gerechtigkeit sollte gesprochen werden über das, was wir vollbracht und unterlassen — der dort oben, der die Herzen und Nieren prüfet, wird dann nicht fragen: was und wie hast du geglaubt auf Erden? Er wird nicht fragen, ob wir nach dieser oder jener Lehre Gutes gethan, ob wir nach dieser oder jener Formel gehandelt, ob wir an diesen oder jenem Evangelium gehangen! Er wird einfach fragen: was und wieviel hast du gethan auf Erden und wird die Thaten zählen mit dem Auge der Liebe. Und wenn der einst mit diesem Maße gemessen, wenn wirklich, wie uns verheißen ist,

einst der Richter die Waagschale hält über das Thun und Lassen der Menschen und endlich die Waage der glatten Lüge und des eiteln Tugendbünkels fällt: dann, Madame, wird die Schale Ihres Glaubens hoch in die Luft flattern und der Spruch anders ausfallen, als Sie gehofft. Denn für Sie wiegt keine That selbstloser Liebe mit, keine Thräne des Dankes — Sie haben nichts als Ihren Glauben, jenes starre, todte Wort, dem der süße, mild-belebende Hauch des Friedens und der Liebe fehlt. Dann freilich dürfte es Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen, daß auf Erden nur ein Gesetz existirt, vor dem sich alle Gedanken des weitumfassenden Geistes, alle Gefühle und Leidenschaften der Creatur demuthsvoll biegen, nur ein Gesetz, an das wir unbedingt glauben, an das wir all' unser Thun und Lassen, unser Ringen und Streben, unsere Schmerzen und Freuden anlehnen sollen, ein Gesetz nur, Madame — das Evangelium der Liebe!

Leben Sie wohl und verzeihen Sie

Ihrem ergebenen Diener

E. K.

Ein Soldatenfürst des vorigen Jahrhunderts.

II.

Ungefähr ein Jahr war seit Leopold's Ausbruch nach Italien verfloßen, als sich am 24. Februar 1695 in den damals noch sehr öden und traurigen Umgebungen Dessau's ein kleiner Reisezug zeigte. Es war der junge Landesfürst, welcher nach vierzehnmönatlicher Abwesenheit in seine Heimath zurückkehrte. Nicht weit vom Thore ließ er halten, sprang hastig aus dem Wagen, eilte im Schneesturm durch die engen, einsamen, armfelig dorftartigen Straßen und stand schon nach wenigen Augenblicken sprachlos und mit der Miene tiefster Erregung vor dem überraschten, züchtig erröthenden Bürgerkinde, das er in längerer Entfernung hatte vergessen sollen. Es muß dieses Wiedersehen ein prächtiger Anblick, eine unvergleichlich originelle und schöne Scene gewesen sein. Nur die Gegenwart der Eltern hinderte einen Ausbruch ungezügelter und rauher Zärtlichkeit. Erst als er die Geliebte begrüßte, ihr stumm und ohne ausdrückliche Bethenerung diesen Beweis unerschütterter Treue gegeben hatte, verfügte er sich zu seiner Mutter, die ihn unter Thränen heißester Zärtlichkeit in ihre Arme schloß.

Auch in dem Städtchen wurde bei der Nachricht von seiner Wiederkehr und bei seinem Anblicke eine lebhaftere Freude laut. Denn so furchtbar er auch den Seinigen von früher Kindheit an gewesen, so wenig sein Zorn jemals eine Schranke, seine todtende Eigenwilligkeit eine Rücksicht gekannt, so oft er also nach allen Seiten hin beleidigt und gekränkt, erschreckt und geschädigt hatte, so lag doch wiederum in seiner derben Natürlichkeit, in der ganz seltsamen Eigenart, dem groben Humor und vor Allem in der immer dreist und fest zugreifenden Unerblichkeit seines Wesens ein gewisses Etwas, das Bewunderung erregen und ihm das Zutrauen, ja eine aufrichtige Liebe des in Knachtsinn versunkenen, eingeschüchterten, ohnehin an Püffe und Stöße gewöhnten Musterunterthanen jener Zeit gewinnen mußte. Das wuchtige Commando, die oft spasshaften Gewaltthaten und übermüthigen Streiche des „jungen Herrn“ hatten den Leuten während seiner Abwesenheit gefehlt und sie jubelten daher und freuten sich, als sie ihn endlich wiedersehen. War er doch einer jener kraftvollen Stämme, an welche die Schutzbedürftigkeit eines ausgedehnten Bürgerthums ihr unselfständiges, gehalt- und gedankenloses Dasein so gern zu lehnen pflegte.

Was auf der langen Reise aus ihm geworden war? Nun, die ihm näher kamen, überzeugten sich bald, daß die eigenthümlich schwere, metallartige Härte seiner Natur sich in der Ferne eher gefestigt, als gemildert hatte; er kam entwickelt, aber nicht verändert zurück, sein Wille war vielmehr noch unbiegsamer, seine Leidenschaft waren noch stärker geworden. In gründlicher Durchstürmung der Genüsse und Lustbarkeiten Italiens hatte die ganze Sinnlichkeit des vollsaftigen und schrankenlosen Jünglings sich ausgetobt. Seinen Geist jedoch auf Höheres und Ideales zu richten, ihm dort Geschmack an Alterthümern und Kunstwerken einzufloßen, hatte sich als fruchtlos erwiesen; was ihm Derartiges gezeigt wurde oder von selber sich ihm in den Weg stellte, würdigte er kaum

eines Blickes. Dagegen war er auf den Reithabnen, den Festböden und in den Ballhäusern Rom's, Neapel's und Turin's ein steter Gast und setzte hier durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen. Auf der Heimreise verweilte er noch in Wien, wo er das Anerbieten des Kaisers, ihn auf den Antrag seiner Mutter zur sofortigen Uebnahme der Regierung für großjährig erklären zu wollen, mit der ganzen Heftigkeit des ihm eigenthümlichen Trokes zurückwies: davon habe er nichts gewußt, er sei um seine Bewilligung nicht befragt worden und wolle deshalb mit dem Regierungsantritt nun warten, bis er wirklich einundzwanzig Jahre alt sei.

Hatte so die Mutter ihren Zweck nicht erreicht, die Last der Regierung von ihrem Herzen gewälzt zu sehen, so waren auch in anderer Hinsicht ihre Wünsche unerfüllt geblieben. Aller Glanz und alle Lust, alle ernsten und heiteren Eindrücke der Reise, sowie alle mißbilligende Vorstellungen der beunruhigten Verwandten hatten die Liebe zu „Wamsell Köhse“, wie man die schöne Louise nannte, nicht aus dem Herzen des wilden Sohnes verdrängen können. Man sah, daß die lange Trennung und der Widerstand und Widerspruch, dem sein eiserner Wille überall begegnete, die Gluth dieser Neigung nicht geschwächt, sondern nur immer mehr zu unverthigbarer Flamme angeblasen hatten. Er wollte endlich den Gegenstand derselben sich gesichert sehen und zu seinem Verlangen und dem Zorn über die Hindernisse, welche sich demselben entgegenstellten, gesellte sich auch noch die beschwingende Macht des Argwohns und der Eifersucht.

Noch hatte bisher kein junger Mann es gewagt, sein Auge zu der helden Jungfrau zu erheben, um welche die ausgezeichnete Gunst des hochmächtigen Gebieters gleichsam einen geweihten und unnahbaren Kreis gezogen hatte. Scheu und ängstlich wichen ihr die Patriciersöhne des Fortbens aus; sie wußten, daß in solchen Fällen die fürstlichen Herren keinen Spas verstanden und schon der bloße Verdacht einer Mitbewerbung Gefahr und Unheil zur Folge haben könne. Nur ein naher Verwandter der Apothekersfamilie, ein sehr gebildeter und liebenswürdiger junger Arzt, der während der Abwesenheit des Fürsten von weiten Studienreisen zurückgekehrt war, glaubte sich auch nach der Heimkehr des Letzteren an jene ängstlichen Rücksichten eines furchtsamen Spießbürgerthums nicht kehren zu dürfen; er besuchte nach wie vor das Haus des Oheims und Leopold sah ihn dort öfter, als ihm lieb war. Ob die ehrbaren Eltern diese Besuche des Neffen begünstigten und durch eine baldige Verheirathung der Tochter dem Stadgerede und den ihrer Ansicht nach zu keinem reellen Ziele führenden Verwerbungen des Fürsten ein Ende machen wollten, ist niemals aufgeklärt worden. Genug, Leopold bemerkte mit grimmigem Mißfallen einen ganz unbefangenen, harmlosen, aber freundlich verwandtschaftlichen Verkehr zwischen seiner Anne-Piese und dem angenehmen Vetter. Ein fochender Groll gegen denjenigen, der den Muth besaß, ihm gegenüber die Rolle eines Nebenbuhlers zu